

Ottmar Fuchs

Einige Richtungsanzeigen für die Pastoral der Zukunft

♦ Die Kirche in unseren Breiten steht mitten in einem starken Wandlungsprozess. Lassen sich von heute aus wenigstens Konturen dieses Wandels erkennen? Wie wird eine Seelsorge der Zukunft aussehen? Vor allem, welche Weichenstellungen, welche Veränderungen, welche theologischen Anforderungen müssten heute schon angedacht werden? Der Tübinger Pastoraltheologe Ottmar Fuchs skizziert in seinem Beitrag Grundlinien einer zukünftigen Seelsorge. (Redaktion)

Wer die Zukunft in den Blick nehmen will, muss die Gegenwart genau anschauen. Denn in ihr finden sich die Spuren, die sich in die Zukunft hinein verlängert denken lassen. Gleichzeitig ist damit zu rechnen, dass die Zukunft nochmals ganz anders erscheint, als die eigene Spurenlese sie angezeigt hat. Dazu kommt, dass diese immer auch von den eigenen Vorstellungen über Kirche und Seelsorge geprägt ist. In die Wahrnehmung mischt sich unweigerlich die Beurteilung ein. Die Lektüre der Gegenwart wird dann auch zu einem kriteriologischen Unternehmen auf der Suche nach Weisungen, die in der Zukunft zu beachten wären, damit eine ganz bestimmte Pastoral tatsächlich Zukunft hat.

So sind auch die folgenden Überlegungen gestrickt: Ich nehme wahr und würdige zugleich das Wahrgenommene aus einer bestimmten theologischen Perspektive, um von daher für die Zukunft einige Richtungsanzeigen formulieren zu können, wohl wissend, dass alles ganz anders kommen kann und dass andere auch andere inhaltliche Schwerpunkte setzen würden. Aber dass wir darüber ins Gespräch kommen, ist bereits eine gute Aus-

sicht für die Zukunft. Ich beginne mit einigen theologischen Begriffsklärungen, wie ich sie insbesondere im Horizont der Theologie des Zweiten Vatikanums und der gegenwärtigen Transformationen in der Pastoral für wichtig halte.

1. Die Pastoral der Kirche

1.1. Begriff

Bei hauptamtlichen Christen und Christinnen in der Kirche wie auch in den vielen Texten zur Pastoral in den Diözesen, vor allem in den Pastoralplänen, nehme ich immer wieder eine Unsicherheit hinsichtlich des Pastoralbegriffes selber wahr. Ich schlage vor, wir einigen uns künftig auf den Pastoralbegriff des Zweiten Vatikanums, dass nämlich die Pastoral nicht etwa nur das Handeln der Hauptamtlichen im Bereich der Glaubensverkündigung, Sakramentenvermittlung und Seelsorge benennt, sondern insbesondere nach der Pastoralkonstitution die ganze Erfahrungs- und Handlungsseite der Kirche beziehungsweise christlicher Gemeinden und von Gläubigen in einer bestimmten

persönlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Situation umfasst. Und dies gilt nicht nur für die Sammlung der Kirche nach innen, sondern auch für ihre Sendung nach außen; nicht nur für den Bereich der Verkündigung und Sakramente, sondern auch für die Diakonie. Basis dieses pastoralen Handelns sind alle Getauften. Sie sind zu dieser pastoralen Tätigkeit in ihren vielfältigen Lebensfeldern der Familie, des Berufes und der Kirche berufen, in Verkündigung und Gebet, in Liturgie und Anbetung, in Dialog und Diakonie. So kann die Kirche annähernd als ein Erfahrungsraum dessen wahrgenommen werden, wofür sie die Wahrheit behauptet, nämlich für das Reich Gottes.

Die Pastoral konstituiert sich durch die Wahrnehmung der Zeichen der Zeit aus der inhaltlichen Perspektive des Evangeliums und drängt zum entsprechenden Handeln, wobei hier der Handlungsbegriff nicht aktivistisch missverstanden werden darf, sondern immer beides enthält: Aktivität und Passivität, Tun und Erleiden, Sprechen und Schweigen. Hier nähert sich der Pastoralbegriff dem Evangelisierungsbegriff an und gewinnt von diesem seine konzeptionelle Kontur, jedenfalls was den Evangelisierungsbegriff im apostolischen Sendschreiben *Evangelii nuntiandi* von Papst Paul VI. (1975/76) angeht. Nichts ist dagegen zu sagen, in Kontinuität zum bisherigen Pastoralbegriff von einer Pastoral im engeren Sinne des Wortes zu spre-

chen, wenn man dabei den eigentlichen, ganzen, konstitutiven Pastoralbegriff nicht aus dem Blick verliert.

1.2 Die „Pastoral“ Gottes

Doch ist damit der Pastoralbegriff noch nicht erschöpft. Zwar konzentriert sich bislang die Diskussion um die Pastoraltheologie auf ihre Aufgabe als Wahrnehmungs- und Handlungswissenschaft, doch bezieht sie beides weitgehend nur auf den zwischenmenschlichen Bereich und hat damit Anteil an einer Grundproblematik, die auch in vielen diözesanen Texten zum Vorschein kommt, in denen die Zukunft der Pastoral konzipiert wird.¹ Es ist nämlich permanent die Rede davon, dass die Menschen Subjekte des richtigen Wahrnehmens und Handelns sind, so dass demgegenüber Gott als Subjekt des Handelns in der Geschichte relativ wenig „pastorale Kompetenz“ zugetraut wird.² Wenn die Kirche daran glaubt, dass sie nach *Lumen gentium* „Zeichen und Werkzeug für die innerste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ ist, dann muss man den Artikel 2 der Kirchenkonstitution dazu lesen, damit man diesen Satz nicht dahingehend missversteht, die Kirche selbst könne diese innerste Vereinigung mit Gott herstellen: Denn dort und in den folgenden Artikeln ist davon die Rede, was Gott bereits den Menschen gegenüber getan hat und tut.

¹ Vgl. W. Fürst (Hg.), *Pastoralästhetik*, Freiburg/Br. 2002.

² Damit hat die Pastoral Anteil an einer Problematik, die insbesondere im homiletischen Bereich festzustellen ist: Nämlich das von Gott her kommende Handeln so schnell auf das menschliche Handeln umzulegen, dass dadurch das Erstere schier ersetzt wird. So wird in Osterpredigten davon gesprochen: Auferstehung, das heißt, dass wir auferstehen, in ein besseres und verantwortungsvolleres Leben hinein! Dies stimmt auch. Aber zuerst ist zu sagen: Ostern bedeutet, dass Christus auferstanden ist und dass wir einmal auferstehen werden, und zwar nicht nur in den „kleinen Auferstehungen“ in diesem Leben, sondern in der großen Auferstehung am Ende des Lebens in das Gericht und in eine neue Welt hinein.

Semantisch greifbar wird dieses „pastorale“ Handeln Gottes innerhalb der Geschichte in dem Wort des Menschensohnes, er sei der gute Hirte, der sein Leben für seine Schafe lässt (vgl. Joh 10,12). Daran orientiert sich auch jede zeitgenössische Beurteilung des Handelns Gottes in der Geschichte. Die Bestimmung der „Zeichen der Zeit“ hätte ohne die Kategorie des Handelns Gottes keine Kriteriologie. Die Darstellung des „Pastor Bonus“ hat nicht von ungefähr von Anfang an die christliche Kunst beeindruckt und geprägt.

Es ist ja sehr verständlich, dass man, wenn es um die Zukunftsgestaltung geht, immer zuerst an das Handeln der Menschen denkt. Dennoch ist zu fragen, ob und inwieweit nicht die biblische Grundkategorie des Handelns Gottes (auch in Dialektik zum unverständlichen und vermissten Handeln Gottes) in der Geschichte als die fundamentale Grundlage und Ermöglichung des menschlichen Handelns immer mitzubedenken sei. Damit würde der Eindruck der Machbarkeit, der sich lediglich auf die Möglichkeiten der Menschen beruft, korrigiert werden. Das „Machen“ der Menschen würde dann deutlicher in der ermöglichenden Macht Gottes in der Geschichte verwurzelt sein. Viel und oft ist davon die Rede, was zu tun ist, relativ wenig, was Gott an uns getan hat, was er uns in seiner Gnade schenkt, und dies nicht nur bezogen auf die liturgischen und gottesdienstbezogenen Aspekte, sondern als Querschnittsthema durch die ganze Pastoral hindurch.

Wie die zwischenmenschliche Diakonie in einer permanenten Überforderung landet, wenn sie nicht mit der Kraft schenkenden Diakonie Gottes uns gegenüber verbunden wird (die zunehmende Frage nach einer spirituellen Verwurzelung des diakonischen Handelns vor allem im Bereich der Caritas ist ein Signal dafür), so kann auch das gesamte pastorale Handeln der Menschen nicht vom pastoralen Handeln des „guten Hirten“ uns gegenüber abgetrennt werden, weil es sonst im Übermaß des Anspruchs erstickt. So geht es nicht nur um den Auftrag der Kirche, der erfüllt werden muss,³ sondern diesem Auftrag geht ein Zuspruch Gottes in unsere Welt voraus, dem es zu verdanken ist, dass der Auftrag erfüllt werden *kann*. Ich weiß, vor allem aus dem Verkündigungsbereich, dass es immer leichter ist, Postulate zu formulieren, als jene Dimension zur Sprache zu bringen, die theologisch die Gnade genannt wird. Aber selbst von den besten Postulaten kann man nicht leben, vor allem nicht handeln, wenn dahinter nicht die Kraft mitgeschenkt wird, zu erfüllen, was notwendig ist, und durchzuhalten, wenn man keine Erfolge sieht.

Gott ist jedoch nicht nur derjenige, der zuerst gehandelt hat. Er wird nicht nur durch das menschliche Handeln und durch unsere Gottesdienste erfahrbar, sondern ist eine Wirklichkeit, die weit darüber hinausgeht und unendlich tief hinein reicht in ein Geheimnis, dessen Gründe und Abgründe wir in diesem Leben niemals begreifen und erfühlen können. Was

³ Man braucht nur einen ersten Blick in die Pastoralpläne der Diözesen werfen, um zu erkennen, wie darin die Sprachform des Müssens und Sollens vorherrscht. Sprachlich kommt dies beispielsweise zum Ausdruck, wenn die Gemeinde und nicht Christus als tragendes Subjekt des liturgischen Geschehens genannt wird und wenn Gott in einem eigenartigen Passiv gelassen wird, als hätte man eine Scheu davor, Gott explizit als Gegenüber vorzusetzen, wie dies in der Basis aller Pastoral, im Gebet, geschieht. Vgl. zur theologischen Analyse deutscher Pastoralpläne und Leitlinien: J. I. Pock, *Gemeinde zwischen Idealisierung und Planungszwang*, Habilitation (Manuskript), Tübingen 2005.

mir in vielen Texten und Vorstellungen von Kirchen und Gemeinden hinsichtlich der zukünftigen Pastoral auffällt, ist eine fast totale Anbetungs- und Doxologieabstinenz: Die über das Handeln der Menschen und auch über die „Brauchbarkeit“ des Handelns Gottes für dieses Handeln hinausgehende Dimension des Geheimnisses Gottes, wofür das Lobgebet und die Anbetung stehen, wird meist nicht einmal spurenhafte angedeutet. Dieser Aspekt, Gott noch einmal größer und jeden Augenblick nochmals größer sein zu lassen als die eigenen Vorstellungen und das eigene Können, aber auch als das eigene Nichtwissen und das eigene Scheitern, ist für die Zukunft der Pastoral neu zu gewärtigen, damit Gott über seine Brauchbarkeit hinaus Gott sein darf und sein Geschöpf dies anerkennt.⁴

Aus dieser Perspektive geht die Gottesbeziehung auch nicht in einer Sinnfindung auf, wenngleich die menschliche Sinnsuche durchaus eine entscheidende Triebkraft für die erstere ist. Aber Gott ist mit keinem menschlich zu findenden Sinn zu identifizieren. Vielmehr zeigen viele Erfahrungen in Bibel und Tradition: Eine Gottesbegegnung, die Gott mehr sein lässt als den eigenen Sinn, kann auch zulassen, dass er diesen zerbricht und jenseits dieser Kategorie neu begegnet.

1.3 Pastoraler Erfolg im Konflikt

Es ist verständlich, wenn Pastoralvorstellungen für die Zukunft in einer besonderen Weise auf Stärke und Effizienz setzen, doch benötigt dieses Anliegen auch die entsprechende Dialektik, die das Ande-

re nicht übersehen lässt, nämlich dass sich Gottes Kraft im Schwachen zeigt, nicht nur in der Nachhaltigkeit und Langfristigkeit, sondern auch im Punktuellen und Flüchtigen, nicht nur in der Flexibilität und Mobilität, sondern auch in ihrer Unterbrechung und in dem, was in diesen aktuellen Orientierungsbegriffen als verloren gilt. Denn Gott sucht das Verlorene (vgl. Koh 3,14). Nichts ist gegen die Grundeinstellung zu sagen, dass im Sinne der Effizienz bedacht werden muss, ob ein großer wirtschaftlicher Aufwand vom Evangelium her gerechtfertigt sei. Doch ist dazu jene Einsicht zu formulieren, die ebenfalls vom Evangelium her gerechtfertigt ist, dass nämlich ein großer Aufwand womöglich auch dann nötig ist, wenn der Erfolg ausbleibt, wobei eben zu klären ist, was Effizienz in konkreten Verhältnissen bedeutet. Ist damit gemeint, dass christliches Bekenntnis auch dann noch erfolgt, wenn christliches Handeln getan wird, obwohl es gesellschaftliche und marktorientierte Standards gegen sich aufbringt? Mit einer solchen Dialektik wäre dann der Effizienzbegriff durchaus zu akzeptieren. Christologisch wäre hier nachzufragen, inwieweit die „Torheit des Kreuzes“ gegenüber allzu einlinigen und wohltemperierten Verständnisweisen der pastoralen Tätigkeit wahrgenommen wird.

Hier ist nicht zuletzt von Jesus zu lernen: Als seine Botschaft vom Reich Gottes abgelehnt und es ihm verwehrt wird, allumfassend das Heil zu bringen, ist er zur äußersten Sühnehingabe um der Ablehnenden willen bereit; und die Fülle des Reiches Gottes wird erst sein, wenn er wiederkommt. Eine solche Spiritualität kann

⁴ Vgl. O. Fuchs, Gottes trinitarischer „Offenbarungseid“ vor dem „Tribunal“ menschlicher Klage und Anklage, in: M. Striet (Hg.), Monotheismus Israels und christlicher Trinitätsglaube, Freiburg/Br. 2004, 271–295, 294f.

nur aus einer Gottesbeziehung herauskommen, die nicht nur den Erfolg trägt und durch ihn bestätigt wird, sondern die auch das Scheitern trägt und durch das Nicht-mehr-Können hindurch den Mut nicht verlieren lässt und uns davor schützt, in Resignation oder Gewalt abzugleiten. Nur ein Handeln Gottes, das Gott diesem menschlichen Handeln gegenüber nochmals größer sein lässt, kann hier helfen.

In der Profilierung des christlichen Gottesbezuges wie auch christlicher Diakonie geht es also nicht nur um eine entsprechende Begleitung der Gesellschaft im Dialog, sondern auch darum, Plausibilitätsdefizite und Missstände offen zu legen, selbst gegen den Willen der DialogpartnerInnen, was bis hin zur widerständigen Dialogverweigerung reichen kann, wenn jede Begleitung Komplizenschaft wäre. Neben der Kooperation mit allen Kräften guten Willens geht es auch darum, jene Orte zu benennen, in denen die lokale und globale Gesellschaft ganz und gar nicht von Solidarität geprägt ist und wo die Ursachen und die verursachenden Menschen zu finden sind. Hier steht für die Zukunft vor allem eine Transformation an, nämlich der Übergang von einer Solidarität, die sich auf die Plausibilität des Eigennutzes stützt, zu einer Solidarität, die auf den Eigennutz verzichtet und überhaupt das Teilen lernt. Hier greift das christliche Zeugnis: Gerade Christen und Christinnen können sich von der Doxologie eines die Nutzbarkeit unendlich übersteigenden Gottes und der von daher geglaubten unbedingten Gnade her in eine Solidarität hinein verausgaben, in der sie eigene Nachteile riskieren, damit andere,

die benachteiligt sind, Vorteile erhalten.⁵ Für das Überleben der Menschheit ist eine Solidarität gefragt, die für unsere Breiten zugleich eine Lebenseinschränkung bedeuten kann, ja bedeuten muss. Dies widerspricht weitgehend den Plausibilitäten unserer Gesellschaft.

Diese missionarische Dimension gilt auch für den Verkündigungsbereich selbst. Die Kirche spricht von einem Gott, der immer nur annähernd durch das zum Vorschein kommen kann, was sie selber in ihrem Handeln darzustellen vermag. Es gibt geradezu einen unendlichen Mehrwert des Mysteriums und damit der Liebe und Gerechtigkeit, aber auch der Verborgenheit Gottes gegenüber dem, was die Kirche in ihrer Praxis zur Erscheinung zu bringen vermag. Von diesem unendlichen Geheimnis Gottes zu sprechen, gerade gegenüber der Banalisierung des Religiösen in der gegenwärtigen Gesellschaft, ist eine dringliche missionarische Aufgabe der kirchlichen Pastoral: Das Horoskop darf nicht die Transzendenzsehnsucht des Menschen gänzlich verspeisen, so dass für ein Darüberhinaus keine Sehnsucht mehr vorhanden ist. Diese pastorale Aufgabe gilt auch für den interreligiösen Bereich, glaubt die Kirche daran, dass ihr – und zwar nicht durch eigene Leistung, auf die sie sich etwas einbilden könnte, sondern durch reine Gnade – die unüberbietbar authentische Ausdrucksform für die Gegenwart des unendlichen Gottes in der Menschheitsgeschichte geschenkt ist. Die christliche Verkündigung hat mehr denn je die religionskritische Aufgabe, in sich selbst und in der Gesellschaft zwischen Gott und Götzen, zwischen Anbetung und

⁵ Vgl. dazu A. Loretan/F. Luzatto (Hg.), *Gesellschaftliche Ängste als theologische Herausforderung*, Münster 2004; H. Schmidinger (Hg.), *Identität und Toleranz. Christliche Spiritualität im interreligiösen Kontext*, Innsbruck 2003.

Magie zu unterscheiden und dieser Unterscheidung nach innen wie nach außen Bedeutsamkeit zu verschaffen. Diese „Mission“ führt zugleich zu einer ganz bestimmten Konfrontation mit der Wissensgesellschaft, die nicht nur die Ethik, sondern auch das Mysterium im Wissen aufgehen lässt und so jede Weisheit zerstört.⁶ Gerade in diesem letzteren Kontext wäre eine kirchliche Erwachsenenbildung mit sicher auch neu zu findenden Vollzugsformen von einer aktuell unerlässlichen Bedeutung, insofern darin ein Bildungsbegriff vertreten wird, der die Freiheit und das Geheimnis des Individuums vertritt und so jeder Instrumentalisierung widersteht.

Dass auch Verwaltung, Bürokratie und Finanzentscheidungen in der Kirche, und zwar auf allen Ebenen, an die inhaltliche Qualität der Pastoral zu binden sind, bräuchte eine eigene Erörterung. Es sei hier nur auf Folgendes hingewiesen: Selbst in den Diözesen, wo nach theologisch qualifizierten Prioritäten für die Pastoral der Zukunft gesucht und darum gerungen wurde, hat es sich als sehr schwierig herausgestellt, in konkreten Entscheidungsfällen finanzieller Art dann tatsächlich nicht nur verwaltungspolitisch zu entscheiden, sondern jede Entscheidung mit den pastoralen Prioritäten in Verbindung zu bringen. Denn dies benötigt immer noch einmal einen eigenen Diskurs mit den Beteiligten und Betroffenen, der in der allgemeinen Entscheidung für Prioritäten noch nicht geleistet ist.⁷

2. Vernetzung und Verwurzelung

2.1 Plurale Orte der Pastoral

Die Kirche ist zunehmend an vielen Orten in unterschiedlichen Gebilden von Gemeinschaft, Institution und Angeboten gegenwärtig. Auch wenn man immer noch zuerst an die Pfarrgemeinde denkt, hat sich doch auf Grund der individuellen und damit pluralen Bedürfnisse, der angestiegenen Mobilität und der Differenzierung von Lebensräumen (die nicht mit Wohnräumen identisch sind, sondern die unterschiedlichen Wahl-, Kommunikations- und Relevanzräume der Individuen im Blick haben)⁸ bereits in den Gemeinden und zwischen ihnen, aber auch über sie hinaus eine vielfältige kirchliche Landschaft gebildet, angefangen von unterschiedlichen Gruppen in der Gemeinde bis hin zur lebensraumorientierten Seelsorge, in der die Kirche an besonderen Orten in Stadt und Land gegenwärtig ist, wo sich Menschen in einer kulturell und sozial pluralen Gesellschaft begegnen. Die City-Pastoral ist eine solche lebensraumorientierte Kirchengestalt: In ihr treffen einander Menschen aus verschiedenen Wohnbereichen, zu bestimmten Veranstaltungen oder auch nur, um ein Gespräch zu suchen. Je mehr sich die Gegenwart der Kirche in der Gesellschaft über die wohnraumorientierte Pfarrgemeinde in die lebensraumorientierten Präsenzformen hineinbegibt, desto mehr entstehen für die einzelnen Menschen innerhalb der Kirche

⁶ Vgl. T. Laubach (Hg.), *Angewandte Ethik und Religion*, Tübingen 2003, besonders 21–38 (O. Fuchs) und 309–336 (A. Greis).

⁷ Zum Verhältnis von Pastoral und Verwaltung vgl. O. Fuchs, „Not macht erfinderisch!“ – auch die Geldnot hinsichtlich der Pastoral?, in: *Religionsunterricht an höheren Schulen* 41 (1998), 238–245.

⁸ Vgl. M. N. Ebertz, „Lebensraumorientierte Seelsorge“ im Bistum Mainz, in: K. Vellguth (Hg.), *Missionarisch Kirche sein*, Freiburg/Br. 2002, 142–154; vgl. ders., *Aufbruch in der Kirche*, Freiburg/Br. 2003.

Wahlmöglichkeiten, je nachdem, in welchen Situationen und Problemen sie sich befinden.

Damit sie aber von diesen unterschiedlichen Gegebenheiten der Kirche wissen, braucht es eine große Wachsamkeit der einzelnen Orte für die anderen, damit sie zueinander passagenfähig werden.⁹ So sollen die Gläubigen und vor allem die Hauptamtlichen in einer Pfarrgemeinde sehr genau darüber Bescheid wissen, wo zum Beispiel für einen jungen Menschen in der gleichen Stadt ein kirchlicher Bereich sein könnte, der für ihn nun viel wichtiger werden kann als der eigene. Die wohnraumorientierte Pfarrei wird weiterhin ihre Bedeutung haben, vor allem wenn es um eine gewisse Heimatverankerung in einer Gemeinde geht, die soziale Kontinuität vor Ort ermöglicht, in der junge Menschen von der Kindheit bis in die Jugendzeit hinein das insbesondere auch sakramentale Leben der Kirche erfahren, in der ältere Menschen, wenn sie es wollen, nicht mehr dem Mobilitätszwang unterworfen sind. Es wird allerdings damit zu rechnen sein, dass vor allem erwachsene Menschen eher über die lebensraumorientierte Pastoral der Kirche nahe kommen und sich von daher in die entsprechende Katechese des Glaubens hinein begeben.

Die Pfarrgemeinden werden in diesen Umbrüchen nicht umhin kommen, sich auf Transformationsprozesse einzulassen, in denen sie sich nach innen in ähnlicher Weise kommunikationsorientiert plurali-

sieren, beispielsweise indem sie nachbarschaftliche Sozialgestalten aufbauen, unterstützen und mitgestalten. Dies könnte, muss aber nicht in der Form der kleinen christlichen Gemeinschaften mit „Bibelteilen“ geschehen, wenngleich gerade in Afrika diese nachbarschaftlichen Sozialformen die afrikanischen Kirchen vor einer Auflösung in immer größere Seelsorgegebiete gerettet haben.¹⁰ An diesem Beispiel wird übrigens deutlich, wie sehr ein überregionaler Austausch zwischen den Ortskirchen der Erdteile Not tut. Denn von dieser pastoralen Strategie hätte man auch für den deutschsprachigen Raum lernen können, nämlich jede größere Seelsorgeeinheit zugleich mit um so intensiveren kommunikativen Aufforstungen überschaubarer pastoraler Einheiten zu verbinden; etwa dadurch, dass bestehende kleinere Pfarrgemeinden nicht marginalisiert werden, aber auch dadurch, dass neue Formen der Vis-à-Vis-Begegnung zwischen Christen und Christinnen entdeckt und aufgebaut werden: zusammen mit einer gesteigerten inhaltlichen Orientierung (etwa, wie dort, in einem konstitutiven Bibelbezug). Immerhin ist die Zahl der Katholiken und Katholikinnen, die mittlerweile den in der Kommunikation überschaubaren Freikirchen zugeneigt sind, im Ansteigen. In der Pastoral „rückt“ die Welt der Kirchen ebenfalls zusammen, in analogen Problemen und möglichen Lösungen.

Indem ich die soziologischen, und darin auch theologisch bedeutsamen Ein-

⁹ Vgl. zum Konzept der Gesamtpastoral R. Bucher, *Jenseits der Idylle. Wie weiter mit den Gemeinden?*, in: R. Bucher (Hg.), *Die Provokation der Krise*, Würzburg 2004, 106–130; *ders.*, *Die Neuerfindung der Gemeinde und des Pfarrgemeinderats*, in: *Lebendige Seelsorge* 55 (2004), 18–22; *ders.*, *Neue Zeiten und welche Kirche? Die Konstellationen des Religiösen und die Reaktionen der Pastoral*, in: W. Krieger/B. Sieberer (Hg.), *Wie religiös ist diese Welt?*, Limburg 2002, 25–51.

¹⁰ K. Vellguth, *Asian Integral Pastoral Approach – Entstehung und Kontextualisierung eines Pastoralansatzes*, Dissertation (Manuskript); Tübingen 2004.

wände von Michael Ebertz gegenüber den pfarrlichen Ortsgemeinden ernst nehmen und ihrer darin aufgezeigten Ambivalenz zustimme,¹¹ räume ich der Pfarrgemeinde nur dann weiterhin eine besondere Bedeutung gerade in der angesprochenen Transformation der Pastoral ein, wenn sie sich selber transformiert und sich in ihrer Partialität zu anderen Seelsorgeformen wahrzunehmen und einzuschätzen vermag: Dass sie nicht an neuen Lebensräumen der Pastoral vorbeigeht, sondern diese erkennt und außerhalb ihrer selbst unterstützt; dass sie nicht am sozialen Nahraum vorbeigeht, sondern überschaubare Begegnungsformen sieht und mitträgt; dass sie die Vielfalt der Menschen wahrnimmt und fähig wird, sie an andere pastorale Sozialgestalten „abzugeben“; dass sie durchlässiger wird zwischen innen und außen, die einen nicht ab- und die anderen nicht ausschließt; dass sie Geschmacksgrenzen nicht zu Sozialgrenzen werden lässt, beziehungsweise dass sie keinen geschmacklichen Raum besetzt, ohne gleichzeitiges Bewusstsein, darin nur einen Teilbereich von Kirche zu gestalten; dass die Adressaten und Adressatinnen mit ihren Erfahrungen, Lebensereignissen, Erlebnisstilen und Kommunikationsmöglichkeiten in den Blick kommen, so dass sich die Strukturen der Pfarrgemeinde nach innen in dem gleichen Maße verändern, in dem sie nach außen die anderen pastoralen Vollzugsorte in ihrer gleichstufigen theologischen und kirchlichen Qualität zu sich selbst anerkennt.

Dies wäre eine künftige Gesamtpastoral: Ereignisnah flexibel und alltagskontinuierlich stabil, klein beweglich und groß vernetzt, wenig zentralistisch und doch dachgeschützt, niederschwellig und

anspruchsvoll: für Menschen mit loser Bindung (eher prozessorientiert als auf längere Zeit), für Menschen mit dichter und dauerhafter Anbindung. Bedingung dafür sind die gegenseitige Achtung der unterschiedlichen Vollzugsweisen der Pastoral, von Gemeinde- und Krankenhausseelsorge, von Jugendarbeit und Citypastoral, ein gegenseitiges Voneinander-Wissen, das für die anderen auskunftsfähig ist, und schließlich die Fähigkeit, Menschen wieder an andere Bereiche abzugeben und die Übergänge sanktionsfrei zu gestalten. So dass die Passagen immer auch zugleich eine Mischung und Durchmischung der ursprünglichen oder neuen pastoralen Einheiten mit sich bringen, bei gleichzeitiger Einsicht, dass diese Durchmischung in den unterschiedlichen Institutionen und Initiativen auch unterschiedlich stark sein darf.

2.2 „Gemeinden“ in der Gesamtpastoral

In dieser Vielfalt der pastoralen Gegenwart der Kirche unter den Menschen möchte ich eine Unterscheidung einbringen, die ich mit dem Gemeindebegriff präzisieren will. Wenn in allen diesen Gegenwartsweisen der Kirche in der Gesellschaft tatsächlich die Kirche gegenwärtig ist, stellt sich noch einmal die Frage, wann es sich dabei um eine Gemeinde handelt. Kirche ist immer gegenwärtig, wo „zwei oder drei in Christi Namen versammelt sind“ (vgl. Mt 18, 20). In seinem Namen sind Menschen versammelt, wo sie in den Leiden (zum Beispiel in der Krankenpastoral) und in den Bedrängten und Benachteiligten (wie in den Bereichen der Diakonie) Christus selbst begegnen (vgl. Mt 25,

¹¹ Vgl. Ebertz, *Aufbruch* (s. Anm. 8), 80–121.

35–40). Und in seinem Namen sind die Gläubigen versammelt, wenn sie in Bibelkreisen oder in der Erwachsenenbildung sein Wort hören beziehungsweise von der christlichen Botschaft her ihr Leben und ihr Handeln bedenken. Es liegt auf der Hand: Was zur Gesamtidentität der Kirche gehört, nämlich ihr Vollzug in Verkündigung und Diakonie, in Liturgie und Gemeinschaft, kommt nicht immer zusammen an jedem kirchlichen Ort vor, sondern mit unterschiedlichen Schwerpunkten, je nach Situation und Bedürfnissen der Menschen.

In den Transformationsprozessen der kirchlichen Pastoral im Spannungsfeld von Pfarrgemeinde, kategorialer Pastoral und lebensraumorientierter Pastoral plädiere ich für einen ganz bestimmten Gemeindebegriff gegenüber anderen Sozialformen der Kirche. Dass viele pastorale Orte „nur“ Ausschnitte der kirchlichen Gesamtidentität repräsentieren, ist um der jeweils betroffenen beziehungsweise beanspruchten Menschen willen ebenso notwendig, wie es unerlässlich bleibt, dass es kirchliche Gemeindeformen gibt, in denen in annähernder Weise die gesamte Identität zum Vorschein kommt, vor allem, was das Verhältnis von Sakrament und Glaube, von Eucharistie und Gemeinschaft, von Verkündigung und Diakonie anbelangt. Von Anfang an, schon mit den ersten Gemeinden, wie sie im Neuen Testament begegnen, gehören die Taufe und das Herrenmahl zum zentralen Selbstvollzug der Kirche. Ich schlage vor, den Gemeindebegriff deshalb für alle jene Gemeinschaftsformen der Kirche zu reservieren, in denen in ausdrücklicher Weise Gemeinschaft und Botschaft miteinander verbunden sind. Es wäre aber ein Missverständnis, den Gemeindebegriff deshalb nur für bestehende Pfarrgemeinden zu reservieren

(unter denen es ohnehin zunehmend Pfarreien gibt, in denen längere Zeit die Eucharistiefeier gar nicht mehr gefeiert wird), vielmehr bewegt sich dieser Gemeindebegriff quer zu allen Formen der Pastoral und kann in allen präsent sein, sei es zeitlich begrenzt, sei es kontinuierlich. So können Pfarreien Gemeinden sein, so sind die klösterlichen Gemeinschaften Gemeinden, so ist eine Krankenseelsorge Gemeinde, insofern sich darin die Sakramente der Krankensalbung und der Eucharistiefeier in der Krankenhauskapelle ereignen.

Die notwendige Pluralisierung der Pastoral in die Gesellschaft hinein und die Forderung ihrer Vernetzung nach innen und nach außen dürfen also nicht zu einer „Totalkategorialisierung“ kirchlicher Selbstvollzüge und damit zu einer relativen Auflösung ihrer Sammlungsidentität führen, wie sie in der gemeindlichen Pastoral erlebt wird. Denn Letztere lebt nicht nur von der Kommunikation mit der Gegenwart, sondern auch mit der Vergangenheit, vor allem mit der biblischen. Die Differenzierung der Pastoral benötigt flankierende Strategien zur Sicherung der kirchlichen Gesamtidentität: einmal die horizontale Vernetzung durch Passagen, zum anderen die vertikale Verwurzelung in der christlichen Tradition durch die Gemeinden. Sollten die Pfarrgemeinden diesbezüglich versagen, weil sie die angesprochenen Transformationen in eine Gesamtpastoral hinein nicht mitmachen, sondern sich sperren, oder weil ihnen die sakramentale Integralität entzogen wird, dann sind neue Integrationsorte kirchlicher Identität zu suchen, in denen die angesprochene Sammlungsidentität der Kirche erlebt werden kann.

Dabei darf man die gemeindlichen Formen und die anderen Präsenzformen

der Kirche nicht im Gegensatz zwischen „eigentlich“ und „uneigentlich“ verstehen. Vielmehr wird in der sakramentalen Gestalt erlebt, was auch in den anderen Vollzugsformen der Kirche der Fall ist, nämlich dass dann, „wenn zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind“, Christus gegenwärtig ist, beziehungsweise dass er gegenwärtig ist in der Begegnung mit von Leid und Ungerechtigkeit betroffenen Menschen. Dies gilt auch für das Verhältnis von sakramentaler Liturgie auf der einen und neuen liturgischen Formen im Sinne einer „Ritendiakonie“ als Dienst an Fernstehenden und Nichtglaubenden auf der anderen Seite. Die Eucharistie und die anderen Sakramente bleiben Quelle auch dieser sakramentalen Liturgien, aber nicht so, dass die Eucharistie diese abwerten müsste, sondern dass die gnadenhafte Vorgegebenheit, wie sie in der Eucharistie gefeiert wird, auch in den anderen liturgischen Formen präsent ist. Es ist gewissermaßen das gleiche „Wasser“, das von dieser Quelle aus alle anderen pastoralen Orte benetzt und zur Erfahrung der Gnade werden lässt. Und von diesen Orten selbst fließt dann wieder Lebenswichtiges zurück in die Feier der Eucharistie, in die in ihr ohnehin angelegte Universalität für das Leben der Menschen und für die Überschreitung der Grenzen. Von daher gibt es auch so etwas wie eine Passagenfähigkeit der kirchlichen Sakramente und der anderen Rituale zueinander, die geschenkt ist und ins gläubige Bewusstsein treten darf. Der durchaus theologisch benennbare „Mehrwert“ der Eucharistiefeier im Kontext der expliziten Erinnerung von Leben,

Kreuz und Auferstehung Christi (gewissermaßen diese Dialektik zwischen der Quelle des Wassers und dem Wasser selbst) ist ja kein Mehrwert, auf den die Menschen sich etwas einbilden könnten, als hätten sie ihn geleistet. Er ist selbst ein Geschenk, das sich verschenken und verschenkt sein will.

Die expliziten Gemeindeformen bleiben allerdings deswegen wichtig, weil sie die Möglichkeit bieten, in der gesamten pastoralen Landschaft Menschen, die sich dafür öffnen und entsprechend nachfragen, auf solche Gemeinschaftsformen der Kirche aufmerksam zu machen; dort dürfen sie die sakramentale Ausdrücklichkeit dessen erleben, was sie in ihrem Bereich erfahren und tun. In Zukunft wird es wohl immer mehr jene vorübergehenden gemeindlichen Formen geben, in denen punktuell oder über eine gewisse Zeit hinweg Sakrament und Leben zusammen erfahren werden (wie etwa bei einer sakramentalen Feier von Taufe oder Eucharistie bei einem entsprechenden Anlass in einem lebensraumorientierten Pastoralbereich). Diesen gegenüber werden allerdings jene gemeindlichen Formen notwendig sein und bleiben, in denen *kontinuierlich* Sakrament und Leben verbunden werden, auch „stellvertretend“ für die anderen Bereiche, wo dies nicht geschieht.¹² Gegenwärtig geschieht dies *noch* hauptsächlich in den Pfarrgemeinden. Dies kann sich aber in Zukunft verändern, so dass immer noch einmal genauer hinzuschauen ist, wo sich eine vorübergehende oder kontinuierliche Gemeinde befindet.

¹² Zu diesem Begriff der Stellvertretung in der Kirche vgl. O. Fuchs, „Stellvertretung“ – paradoxe Macht der Liebe, in: M. Gielen/J. Kügler (Hg.), *Liebe, Macht und Religion*, Stuttgart 2003, 357–378, 375ff.

3. Ämterstrukturelle Anerkennung vorhandener Berufungen und Tätigkeiten.

Wider den kirchlichen Suizid!

Hinsichtlich der pastoralen Berufe¹³ stehen wir nach wie vor vor einem ekklesiogenen Problem, das unbedingt in absehbarer Zeit gelöst werden muss, und das ist das theologisch unangemessene und kirchenpraktisch höchst destruktive Verhältnis von bestehenden Berufungen und offiziellen kirchlichen Strukturbedingungen, das viele Berufungen weder wahrnimmt noch ämtertheologisch richtig identifiziert. So haben wir bei den Diakonen, bei den Theologen und Theologinnen im pastoralen Dienst wie auch bei den Gemeindereferenten und -referentinnen immer auch eine beträchtliche Anzahl von Berufungen,¹⁴ die eigentlich in den presbyteralen Dienst aufgenommen werden müssten, vor allem, wenn sie bereits als Ansprechpartner und Ansprechpartnerinnen gemeindeleitende Dienste ausüben. Es sind dann jene, die in ihrer Tätigkeit der geistlichen Gemeindeleitung nahe stehen und von dieser Tätigkeit her, verbunden mit ihrer eigenen Berufungsspiritualität, dem sakramentalen Amt näherücken, indem sie entweder so weit wie möglich, wie es das Kirchenrecht erlaubt, daran Anteil haben und eigentlich aufgrund ihrer Ordotätigkeit in den Ordo aufgenommen werden müssten. Die pastoralen Berufsgruppen sind berufungsmäßig und auch in ihren Funktionen in sich selbst geteilt in solche, die mehr von Taufe und Firmung ausgehend im Volk Gottes kirchenamtlich

tätig sind und sein wollen, und solche, die eigentlich in das sakramentale Amt aufzunehmen sind. In diesem Zusammenhang ist systematisch- und praktisch-theologisch neu darüber nachzudenken, warum in der katholischen Kirche das Leitungsamt kein „weltlich Ding“, sondern mit einem spezifischen Sakrament verbunden ist. Wenn Sakramente prominente Vollzugsorte der Begegnung Gottes mit den Menschen sind, insofern sie äußere Zeichen für die darin geschenkte innere Gnade darstellen, so wäre dies auch für eine gnadentheologische Rekonstruktion des sakramentalen Amtes ernst zu nehmen.¹⁵

Wir hätten in den letzten Jahrzehnten genug presbyterale Berufungen gehabt, um die Pastoral bis zum heutigen Tag mit einer Struktur zu beschenken, in der soziale Überschaubarkeit und geistliche Gemeindeleitung nicht auseinander gerissen werden beziehungsweise in der nicht Laien stellvertretend für diejenigen Dienste übernehmen müssen, die sie eigentlich ausüben sollten, dies jedoch auf Grund der immer größeren Verhältnisbestimmungen von Seelsorgeeinheit und geistlicher Gemeindeleitung nicht tun können.

Ich kann es nicht verstehen, dass die katholische Kirche nicht endlich diese suizidale Strategie aufgibt, welche die Zerstörung der innersten sakramentalen Einheit der Kirche von Zeichen und Lebensvollzug eher riskiert als die Abschaffung der bestehenden Zulassungsbedingungen: wenigstens stufenweise über die Abschaffung des Pflichtzölibats bis hin zur Zulassung von Frauen zum sakramentalen Amt. Um der Berufungen von Männern und

¹³ Vgl. O. Fuchs, Welche pastoralen Berufe braucht eine zukunftsfähige Kirche?, erscheint in: Bibel und Liturgie 78 (2005) Heft 2.

¹⁴ Von denen ganz zu schweigen, die sich von vornherein aufgrund der Zulassungsbedingungen zum sakramentalen Amt gar nicht auf ihre mögliche Berufung befragen oder einlassen können.

¹⁵ Vgl. dazu O. Fuchs, Identität des priesterlichen Amtes, in: Pastoralblatt 56 (2004), 131–139.

Frauen willen und um unserer Gemeinden willen steht die Aufgabe an, die androzentrische Fixierung aufzulösen und die Lebensform des Zölibats als Pflichtzölibat zu entmonopolisieren und dazu noch an-

Weiterführende Literatur:

Rainer Bucher (Hg.), *Die Provokation der Krise*, Würzburg 2004

Michael N. Ebertz, *Aufbruch in der Kirche*, Freiburg 2003

Walter Krieger/Balthasar Sieberer (Hg.), *Gemeinden der Zukunft – Zukunft der Gemeinden*, Würzburg 2001

dere Lebensformen in den Blick zu nehmen: die Lebensform einer Ehe im Horizont der Treue Gottes zu den Menschen und die Lebensform einer besonderen Armut beispielsweise. Solange dies nicht geschieht, werden wir mit strukturellen und ämtertheologischen Kompromissen und Verwerfungen das Schlimmste zu verhüten haben. Doch dies geht sehr auf Kosten der Beteiligten und Betroffenen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Bischof Joachim Wanke „bei der personellen Ausstattung dieser priesterlosen Stellen für katholische Ehepaare als eine ‚Bezugsperson‘ (plädiert), und zwar mit dem theologischen Hintergedanken, dass vielleicht im Ehesakrament auch so etwas grundgelegt ist wie ein Charisma der Leitung. Man hätte dann zumindest an solchen priesterlosen Stellen eine ‚sakramentale‘ Fundierung des ‚Leitungsdienstes‘, was immer sich daraus auch später entwickeln mag.“¹⁶ Wanke geht hier also so weit, nicht nur die eheliche Lebensform, sondern das Ehesakrament selbst als Basis der geistlichen Leitung aufzufassen. Auch

dies wäre dann in einer noch theologisch und praktisch zu qualifizierenden Form ein sakramentales Amt, das über die Basis-sakramentalität des gemeinsamen Priestertums in Taufe und Firmung hinausgeht. Wie weit allerdings dann dieses matrimoniale Leitungsamt mit dem priesterlichen Leitungsamt zusammenhängt und worin die Differenz liegt, wäre noch zu erörtern. Jedenfalls dürfte ein solcher Vorschlag nicht dazu benutzt werden, die zölibatäre Form des priesterlichen Amtes zu perpetuieren. Denn es ist sicher weiterhin mit *priesterlichen* Berufungen von verheirateten Christen und Christinnen zu rechnen. Und es wäre genauer hinzuschauen, wie das „Leitungsteam“ eines Ehepaares unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen möglich ist und wie man/frau diese pastorale Kooperation zu Gunsten welcher pastoraler Vollzugsformen gestaltet.

4. Schluss und Ausblick

Dass Papst Johannes Paul II. in dem von ihm ausgerufenen Jahr der Eucharistie gestorben ist, darf als Vermächtnis für die Zukunft ernstgenommen werden, den paulinischen Zusammenhang von eucharistischem Leib Christi und ekklesialem Leib Christi für die Pastoral in permanente Erinnerung zu bringen. Ohne das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngerinnen und Jüngern gäbe es die Kirche nicht. Und zugleich zeigt die Entwicklung der neuteamentlichen Gemeinden, dass es ohne die Kirche kein „Herrenmahl“ gäbe. Was alle gegenwärtigen Befürchtungen und Aporien immer übersteigt, das ist die Hoffnung auf diesen Zusammenhang, nämlich dass die Kirche, noch bevor sie etwas ge-

¹⁶ J. Wanke, *Zukunft der (Pfarr-)Seelsorge*. Referat zum Studienhalbtage der Deutschen Bischofskonferenz am 7. März 2001 in Augsburg, Manuskript 5.

leistet hat, Leib Christi *ist* (vgl. 1 Kor 12,27), und auf der Basis dieser Vorgabe, dass Gott den Leib der Kirche permanent zusammenfügt (vgl. 1 Kor 12,24), alles tun *kann*, was für die Zukunft und für die je intensivere Kommunikation mit den Menschen notwendig ist. In der Eucharistiefeier der Kirche feiern die Gemeinden diese Vorgegebenheit ihrer selbst, die *sie* nicht herstellen und sichern müssen, sondern die ein für allemal gesichert ist, und welche die Freiheit gibt, in die Zukunft hinein, bisherige strukturelle Sicherheiten aufzugeben, wenn es nötig ist.

Dieses Geschenk, in dem sich die Kirche selber geschenkt ist, wird in der Eucharistie dankbar angenommen. Deswegen ist sie das Zentrum der Kirche. Und deswegen darf die Kirche alles tun, damit dieser Zusammenhang zwischen Eucharistie und Kirche in überschaubaren Gemeinschaften erlebbar wird, als Erfahrung der Sammlung und als Erfahrung der Sendung, insofern in den Gemeinden auch für die Sozialgestalten der Kirche Eucharistie gefeiert wird, in denen dies um der adres-

satenorientierten Kommunikation (noch) nicht möglich ist, letztlich auch stellvertretend für das insgesamt Volk Gottes, zu dem alle Menschen gehören. Hier wird die Vorgegebenheit der Pastoral Gottes uns gegenüber ebenso gefeiert wie die darin verwurzelte Verantwortung ernstgenommen wird, nach innen und nach außen entsprechend wahrzunehmen und zu handeln.

Der Autor: *Ottmar Fuchs, geb. 1945, Dr. theol. habil., Studium der Philosophie und Theologie in Bamberg und Würzburg. 1972 Priesterweihe. 1977 Promotion und 1981 Habilitation im Fach Pastoraltheologie. Studentenpfarrer und Mentor beziehungsweise Ausbildungsleiter für die LaientheologInnen 1977–1981 in Bamberg. Ab WS 1981/82 o. Professor für Pastoraltheologie und Kerygmatik an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Bamberg. Seit WS 1998/99 o. Professor für Praktische Theologie an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.*